

Warum ausgerechnet nach Kuba?

Autor(en): **Eichenberger, Ambros**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zoom : Zeitschrift für Film**

Band (Jahr): **37 (1985)**

Heft 2

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-932243>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ambros Eichenberger

Warum ausgerechnet nach Kuba?

In La Havana auf Kuba hat vom 8. bis 18. Dezember das «6^{to} Festival Internacional del Nuevo Cine Latinoamericano» stattgefunden. Obwohl dieser Veranstaltung mit dem im November erstmals durchgeführten Festival von Rio de Janeiro eine «Konkurrenz» entstanden ist, wird sie aller Voraussicht nach eine siebente Auflage erleben. Denn Kuba und Brasilien sind übereingekommen, dass sich die beiden Veranstaltungen ergänzen sollen, auch wenn zwischen den beiden Ländern noch keine diplomatischen Beziehungen bestehen. Dieser Wunsch ist insofern Wirklichkeit geworden, als beide Länder an beiden Festivals gut vertreten waren. Das bedeutet für La Havana eine beträchtliche kulturpolitische Ausweitung. Diese Öffnung hin zum Pluralismus ist auch dadurch unterstrichen worden, dass erstmals eine Jury der Internationalen Katholischen Film- und AV-Organisation (OCIC) nach Kuba eingeladen wurde. OCIC- und Jury-Präsident Ambros Eichenberger berichtet darüber.

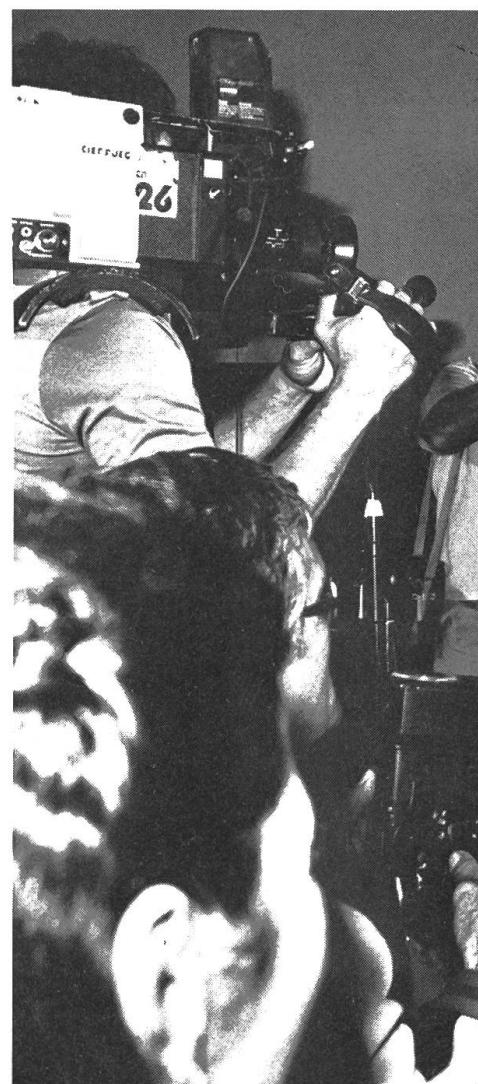
Ganz so unvermittelt und überraschend, wie viele sich das vorstellen mögen, ist die Einladung von seiten des kubanischen Kulturministeriums an die Adresse der Internationalen Katholischen Film- und AV-Organisation (OCIC), am sechsten Festival des neuen lateinamerikanischen Films in La Havana sich offiziell und aktiv mit einer Jury vertreten zu lassen, nicht erfolgt. Denn die katholische Filmarbeit hat auf der Karibikinsel eine lange und streckenweise sogar «glorreiche» Tradition. Sie ist während den 25 Jahren seit der Revolution zwar stark reduziert, aber nie unterbrochen worden. Noch immer erfreut sich die sachkundige, arbeitsintensive und selbstlose (Klein-)Arbeit, die beispielsweise auf dem Sektor Dokumentation geleistet wird, einer allgemeinen Wertschätzung. Auch von Seiten der staatlichen Funktionäre, die im «Instituto Cubano de Arte e Industria Cinematográficas» (ICAIC), das 1959, gleich nach der Revolution, von Fidel Castro selbst ins Leben gerufen wurde, die Film- und Kulturpolitik des Landes bestimmen. Dank dieser anerkannten Professionalität werden sogar Fachkräfte für besondere Veranstaltungen gegenseitig ausgetauscht.

Solche «Kulturbeziehungen» zwischen «Kirche» und – marxistisch-leninistisch ausgerichteten – Staat werden, mit der gebotenen Nüchternheit, als eine Art von Ausnahmeerscheinung zu bewerten sein. Durch die Einladung zur aktiven Mitarbeit im Rahmen des lateinamerikanischen Festivals (der OCIC-Jury gehörten auch ein kubanischer Priester und die Hauptverantwortliche der katholischen Filmstelle an) haben sie nun aber eine Bestätigung und eine Aufwertung erfahren, die auch von der lokalen Kirche als positiv bewertet wird und somit auch

von dieser Seite die Türe zu weiteren Möglichkeiten des Dialogs offen lässt.

Koalition der Vernunft und Poesie

Der Aufruf, dass gerade in dieser umkämpften und bedrohten zentralamerikanischen Region ein solcher Dialog zwischen allen Kräften, denen die menschenwürdige Zukunft dieser sympathischen Völker ein ehrliches Anliegen bedeutet, notwendiger und nützlicher ist als Waffen, wird der Weltöffentlichkeit inzwischen ja nicht nur über Weihnachtsansprachen (vergleiche beispielsweise die entsprechende Botschaft des mexikanischen Kardinals für 1984 oder den Hirtenbrief der kubanischen



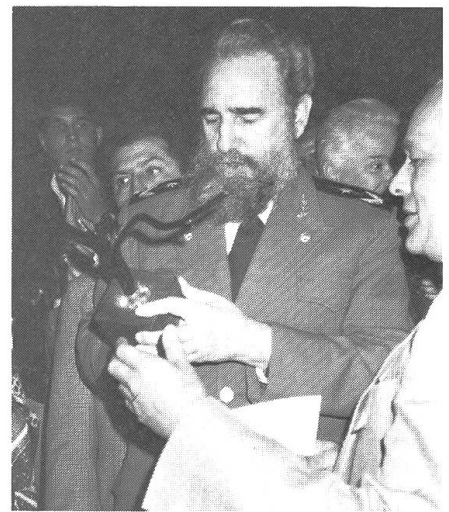
Bischöfe vom Dezember 1981), sondern auch über filmische Dokumente nahegebracht. Das relativ rasch und mit bescheidenen Mitteln hergestellte und deshalb als «película de urgencia» bezeichnete Werk «*Remitente: Nicaragua (Carta al Mundo)*» von Fernando Birri beispielsweise plädiert, über alle festgefahrenen Grenzen der Ideologien hinweg, für eine Koalition der Vernunft und der Poesie, die im ganzen karibischen Raum bekanntlich eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt. Nur so, meint er, wird es möglich sein, dass der Friede und die Menschlichkeit in dieser hoch-militarisierten Region gerettet werden kann.

Als Birri bei der offiziellen Preisverleihung in La Havana für diesen seinen Nicaragua-Film

den Dokumentarpreis der OCIC entgegennehmen konnte, hat er das Mikrofon verlangt und für diese Geste gedankt. Auch der Hinweis auf die «spirituellen Werte», von denen in der Begründung die Rede ist, hat ihn nicht gestört. Im Gegenteil! Er fand es «formidable», dass es nun möglich geworden ist, auch hier diese Dimensionen des Menschen und des Menschseins wahrzunehmen und einzubringen». Zeugen des denkwürdigen Auftrittes waren nicht nur das Festivalpublikum und die zahlreichen Fernsehkameras (vergleiche Bild); auch der «Comandante» Fidel Castro Ruz hatte im Saal Platz genommen und sich das alles aufmerksam mitangehört. Er soll sich nachher im Hotel Nacional noch lange persönlich mit den Preis-

trägern unterhalten haben. Nicht nur, um ihre Eindrücke über das Festival und über die Entscheidungen der Juries zu erfahren, sondern auch um für Verbesserungsmöglichkeiten der zur Zeit eher mittelmässigen Leistungen des kubanischen Filmwesens Anregungen zu erhalten.

So hat die kubanische Revolution, auch wenn sie sichtlich älter geworden ist, einen gewissen Spielraum für Selbstkritik, gesunden Menschenverstand, Humor und Lebensfreude übrig gelassen. Diese Qualitäten treten übrigens auch auf der Leinwand auf sympathische Weise in Erscheinung. Am offensichtlichsten z. B. in Gegenwartsfilmen wie «*Los pájaros tirandole à la escopeta*» (Auf Spatzen schießt man mit Schrot) von Rolando Díaz, «*Se permuta*» von



Denkwürdiger Auftritt: Fernando Birri und Ambros Eichenberger bei der Übergabe des OCIC-Preises. – Bild rechts: Fidel Castro und Nelson Pereira dos Santos, der für «Memorias do Cárcere» den «Gran Premio Coral» bekommen hat.

Juan Carlos-Tabio oder *«Una casa colonial»* von Miguel Torres, wo mit viel Situationskomik und kommunikativer, karibischer «alegría» die Werte und Probleme im Leben und in den Lebensvorstellungen einer jüngeren, nachrevolutionären Generation der anders gearteten vorrevolutionären, bürgerlicheren Welt gegenübergestellt werden, ohne diese einer billigen Lächerlichkeit preiszugeben.

Filme mit Zeugniswert

Es ist anzunehmen, dass die positive, zuvorkommende und erwartungsvolle Aufnahme einer relativ grossen internationalen kirchlichen Filmorganisation in die lateinamerikanische Filmfamilie (das war vor Kuba auch am ersten Film-, Fernseh- und Video-Festival von Rio de Janeiro der Fall) mit der bemerkenswerten sozialen, pastoralen und theologischen Neuorientierung der Kirche im südamerikanischen Kontinent zusammenhängt. Sie ist zwar heute bekanntlich nicht mehr unumstritten. Aber es stimmt zuversichtlich, dass diese konkrete «Option für die Armen», die ja so leicht nicht mehr rückgängig gemacht werden kann, es sei denn, man wolle das Evangelium und die lateinamerikanischen Gegebenheiten ignorieren, zunehmend auch in filmischen Dokumenten Spuren hinterlässt. Sie finden Beachtung auch bei Zeitgenossen, die dem Christentum eher ferne stehen und haben dementsprechend einen nicht zu unterschätzenden Zeugniswert.

Stellvertretend für entsprechende Lebensbilder, vor allem aus Zentralamerika, sei der Film von Frank Diamond *«And That Is Why the State Is to Blame»* über die am 14. März 1983 ermordete Präsidentin der Menschenrechtskommission von El

Salvador, Marinella García Villas, erwähnt. Ihr kompromissloser Einsatz für die Verteidigung der Menschenrechte gründete nämlich ganz offensichtlich in einer Verpflichtung gegenüber dem christlichen Evangelium. Der Film ist auch in Kuba mit grosser Betroffenheit aufgenommen worden, obwohl seine Autoren aus dem «fernen Holland» stammen. Als «Amigos de nuestro Continente» wurden sie aber, wie andere Europäer auch, mit offenen Armen aufgenommen.

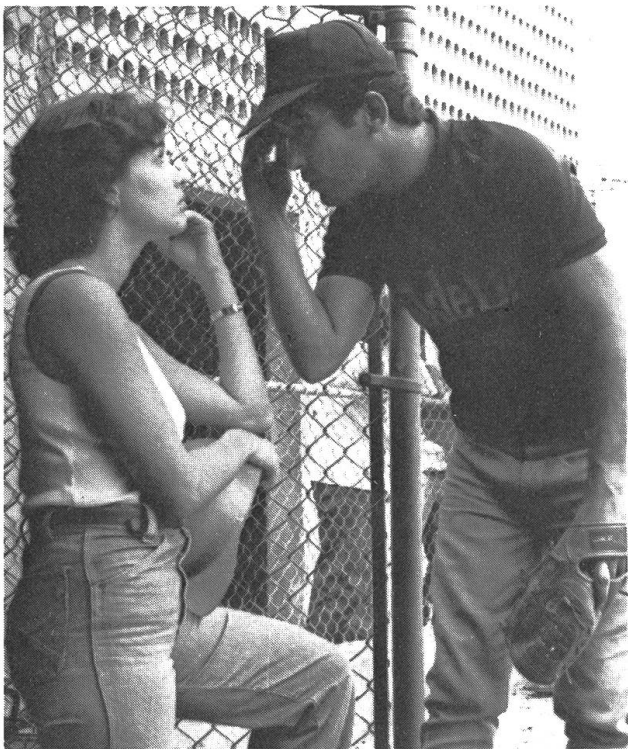
In naher Zukunft sind weitere Beiträge von namhaften, hauptsächlich brasilianischen, Autoren (Geraldo Sarno und Silvio Da-Rin haben entsprechende Projekte) zum Thema Befreiungstheologie, Befreiungstheologen und Befreiungspraxis zu erwarten. Sie werden mithelfen, so bleibt zu hoffen, auch hierzulande mehr Kenntnis und Verständnis für die bemerkenswerten Solidarisierungsbemühungen eines grossen Teiles der lateinamerikanischen Kirche mit den verarmten und verletzten Bevölkerungsmassen dieses Kontinentes zu bewirken.

Hinwendung zum Volk

Die entscheidende Tragweite und die Notwendigkeit dieses – historischen – Prozesses der Hinwendung zum Volk verdeutlichte sich auch in La Havana nicht zuletzt an Filmwerken, die sich rückblendend mit der Conquista und der Christianisierung Lateinamerikas durch die Spanier (und die Portugiesen) im 15. und 16. Jahrhundert auseinandersetzen. Die Mehrheit davon wuchert allerdings nicht, soweit das ein in der Kolonialgeschichte durchschnittlich gebildeter Schweizer überhaupt zu beurteilen vermag, mit den Talenten historischer Objektivität. Es entsteht eher der Eindruck,

dass es sich um voreingenommene, mit viel Massen- und Pferdeszenen aufwendig inszenierte Heldenepen handelt, die auf der einen Seite den Fanatismus und die Inhumanität der spanischen Eroberer und Missionare gnadenlos aufdecken und an den Pranger stellen, um auf der andern Seite die Ungebrochenheit der einheimischen Indios und ihrer Führer zu glorifizieren. Dabei soll allerdings nicht verschwiegen werden, dass diese letzteren auch von «frommen» Christen, der Mentalität der damaligen Zeit entsprechend, vielfach nicht nur als «perros imundos» (etwa: Ungeziefer) und «casi bestias» (sozusagen Tiere) bezeichnet, sondern auch als solche behandelt worden sind. Aber es hat andererseits auch einen Fray Bartolomé de las Casas, einen Francisco de Vitoria und einen Domingo de Soto und andere gegeben, christliche Missionare also, die, lange vor Carter und lange vor dem Entstehen der Menschenrechtscharta der Vereinten Nationen, importune und opportune verkündet haben, «todas las naciones del mundo son hombres»: Alle Nationen, Rassen und Menschen dieser Welt sind vor Gott und dem (Natur-) Gesetz gleich. Diese anderen Aspekte bleiben völlig unerwähnt.

Am deftigsten im Sinne der bekannten «leyenda negra», jener Lesart der Conquista also, die der spanischen Grausamkeit, jener «autentica furia española», überhaupt keine Grenzen zugesteht, hat der Mexikaner Gabriel Rete (geboren 1947) in seinem Film *«Nuevo Mundo»* aufgetragen. Das Werk befasst sich mit dem Zusammenprall der europäischen und der indischen Kultur beziehungsweise mit der Zerstörung der Schwächeren durch die Stärkeren. Es weist, etwa im Zusammenhang mit dem in Lateinamerika stark



«Los pájaros tirandole á la escopeta»: Spielraum für Selbstkritik.

verbreiteten Marien- und Mutterkult (vgl. «Nuestra Señora de Guadalupe», auf die der Film anspielt) interessante Ansätze zur aktuellen Problematik der Inkulturation auf, die aber, wegen der undifferenzierten Aggressivität, mit der sie in Szene gesetzt werden, für eine ernsthafte Diskussion des Themas kaum in Frage kommen. Auf historisch soliden Beinen zu stehen, scheint die Superproduktion des Peruaners Federico Garcías über «Tupac Amaru» (eine Ko-Produktion mit Kuba), den 1780 wegen seiner Rebellion gegen die spanische Besatzung hingerichteten Inka-Führer aus Cusco. Ihm ist mit diesem Film ein ehrgeiziges, opulentes, nicht selten auf starke Showeffekte hinzielendes und deshalb etwas an der Oberfläche bleibendes – nationales – Denkmal gesetzt worden, bei dem die kirchliche Hierarchie und die in ihrem Dienst stehenden Dominikanermissionare alles andere als schonend behandelt werden.

Ähnliches wäre vom argentinischen Film «Camila» von Maria Luisa Bemberg zu berichten, der die brisante, aber offenbar

«wahre» historische Episode von der ungestümen Leidenschaft einer hübschen Bürgertochter aus den oberen Schichten in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu einem ebenfalls gut aussehenden jungen Jesuitenpater zum Anlass einer harten und unbarmherzigen, aber vorschnell ins Melodramatische abgleitenden, deshalb aber nicht weniger publikumswirksamen Hierarchie- und Oligarchiekritik nimmt.

Wachsende lateinamerikanische Solidarität

Mit zunehmenden demokratischen Freiräumen wächst nun aber auch die Möglichkeit, zur Zeit vor allem in Brasilien und Argentinien (gute Ansätze dazu gibt es auch in Venezuela), sich offener als bisher mit den gesellschaftlichen Problemen und Widersprüchen der jüngeren und jüngsten nationalen oder kontinentalen Vergangenheit auseinanderzusetzen. Das ist vom Inhalt, von der Aussage, der Analyse, vom Stil, von der

Tiefe und der (universellen) Tragweite her den beiden brasilianischen Autoren Nelson Pereira dos Santos mit «Memorias do Cárcere» (vgl. ZOOM 17/84, S. 11, und die Besprechung in ZOOM 1/85) und Eduardo Coutinho mit «Cabra marcado para morrer» mit Abstand am überzeugendsten gelungen. Sie haben deshalb mit Recht sowohl in La Havana wie vorher schon am ersten internationalen Film-, Fernseh- und Videofestival von Rio de Janeiro zu den grossen Preisträgern des Jahres, wenn nicht des zeitgenössischen lateinamerikanischen Films überhaupt, gehört.

Die mehr als 200 Dokumentar-, Spiel- und Animationsfilme haben somit selbstredend in dieser oder jener Form auch auf die Unterschiede der politischen, sozialen, ethnischen, religiösen, kulturellen und wirtschaftlichen Verhältnisse in «Nuestro America» aufmerksam gemacht. Aber trotz und neben diesem Pluralismus, den es auch von Kuba her zu respektieren gilt, ist die in La Havana viel beschworene lateinamerikanische «Unidad» des «Nuestra Gran Patria Latinoamericana» viel mehr als ein von Zweckoptimismus gesteuerter Wunschtraum. Denn es besteht kein Zweifel, dass diese – durch den Falkland Konflikt vorangetriebene – lateinamerikanische Solidarität auch im Film- und Medienbereich, nicht nur psychologisch, sondern auch durch die Errichtung entsprechender Marktmechanismen für den Verleih der Filme und durch die Konsolidierung des «Comité permanent des Cinéastes de l'Amérique latine» Fortschritte macht.

Noch bestimmender und eindrucksvoller aber scheint der gemeinsame Wille zu sein, für die reichen, menschlichen und kulturellen Werte, für die unverwechselbare Identität wie auch

für die Spannungen und Konflikte dieses durch viele Bande miteinander verbundenen Lebensraumes eine zeitgemässe eigene Sprache zu finden und nicht einfach diejenige des mächtigen, omnipräsenten und reichen nördlichen Nachbarn mit dem ihm eigenen «way of life» zu übernehmen. Solche Vorgänge der Selbstbestimmung und der Suche nach Würde und Identität, die von historischer Bedeutung sind, rechtfertigen es wohl, dass eine kirchliche Organisation, die via Medien einen bescheidenen Beitrag zur Verbesserung der interkulturellen Kommunikation und damit zu einer Kultur des Friedens in dieser bedrohten Welt – und nicht erst im Jenseits – leisten möchte, sie nicht ignoriert. ■

Marc Valance

Schreiben – oder was sonst?

Zu einem Hörspiel von Fred Lindegger

Anfang Januar auf die verschneite Alp Compietto oberhalb Olivone gestiegen. Im Bergwald Spuren von Rotwild. Wenig Schnee. Gute Zeiten für Hirsche und Rehe. In den Bäumen Meisen und Finken. Die Tannen voller Zapfen. Gute Zeiten für die Vögel, man möchte sie ihnen gönnen, wenn man nicht wüsste, was diese verschwenderische Fruchtbarkeit bedeutet. Der Wald stirbt.

Am Tag darauf im «Tages-Anzeiger» über den Bannwald von Bristen gelesen. Wird abgeholzt. Evakuationen sind für den nächsten Winter vorausgesagt. Die Gnadenfristen, die die Leute sich immer wieder geben in ihren Prognosen! Bristen ist jetzt schon gefährdet. Aussergewöhnliche Schneefälle, und das Dorf ist hin. Wie die Weiler am Fuss der Cima di Pinadee. Hier steht das Haus meiner Eltern.

Abends dann Lindeggers Hörspiel «... und dann legen vielleicht ein paar die Zeitung weg». Da schlägt einer eine Türe zu, nimmt die letzte Illusion, dass sich alles doch zum Guten wenden könnte, überzeugt einen davon, dass tatsächlich niemand bereit sein wird, die Maschinerie, die uns verklavt und vergiftet, abzustellen.

Stefan, der Sohn des Schriftstellers Julian, 21 Jahre alt, Noch-nicht-Student, aufsässig, jugendlich arrogant, kompromisslos, apodiktisch und tief verzweifelt, liefert in einer einzigen Suada eine messerscharfe Analyse des ökologischen Zustandes unserer Welt.

Das Resultat ist niederschmetternd. Man spürt Ohnmacht und durch die Ohnmacht Zorn. Ohnmächtige Wut ist der Boden für gewalttätige Lösungsversuche. Stefan prophezeit eine Diktatur der Ökologie. Faschistoid nennt Julian, sein Vater, solche Ideen. Aber diese Diktatur, so stellt es Stefan dar, habe ihre Wurzeln nicht im Subjektiven der Weltanschauung, sondern in der Objektivität: Es gehe ums Überleben, um das physische Überleben. Um die Voraussetzungen dafür: Boden, Luft, Wasser, die Natur, die Umwelt eben. Mit weltanschaulichen Etikettierungen («faschistoid») sei dieser Diktatur deshalb nicht beizukommen.

Stefans Analyse ist richtig, seine Schlüsse aus der Verzweiflung gefährlich. Sie lassen ahnen, was auf uns zukommen könnte: eine Welle der Gewalt, aus der Ohnmacht heraus, als das Gegenmittel gegen tödliche Resignation. Macht kaputt, was euch kaputt macht. Neuauflage der Strategie gegen das Suizidale in der Depression.

Fred Lindegger stellt die Anklage gegen die Zerstörer der Welt in einen Spielzusammenhang. Stefans Vater ist dabei, ein neues Hörspiel herzustellen. Er arbeitet mit dem Cassettenrecorder, verwendet authentisches Material, Stefans Aussagen eben, Stefans Stimme. Über den Generationenkonflikt zwischen Stefan und Julian hinaus (Stefan macht Julians Generation für die Ökokatastrophe verantwortlich), ergibt sich hier ein Konflikt, der auf die Rolle und die gesellschaftliche Funk-